

(Nachdruck verboten.)

19]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahnke.

Als ich auffah von seiner Brust, lag ein eigentümliches, halb bitteres, halb triumphierendes Lächeln um seinen Mund. Ein Lächeln, das mir trotz meiner seelischen Unfreiheit zu denken gab.

„Vincenti, hast Du mich lieb?“

Seine dunklen Augen flackerten. „Närrin! Du weißt es. Aber Du weißt auch, daß ich Dich nicht lieb behalten werde, wenn Du nicht ganz mein bist, mit Leib und Seele.“

— Meine Mutter — Vincenti!“

„Deine Mutter wirst Du noch inniger lieben, wenn Du sie im wahren Glauben umfaßt. Der Glaube verlangt Opfer, Geliebte. Und ein gottgefälligeres Opfer kannst Du nicht bringen, als das, was Dir auf Erden das Liebste ist. Denk' an Abraham!“

Eine rasende Furcht überfiel mich. Fester preßte ich mich in die Arme des Mannes. „Vincenti, ich habe gelogen in einem fort.“

„Wenn Du ernsthaft bereuht, wird Dir die Lüge vergeben werden um Deines Opfers willen, so wie auch meine Sünde mir vergeben sein wird — um Deiner Seele willen . . .“

Hatte er diese Worte gesprochen, hatte ich sie nur gefühlt? Ich weiß es nicht, Herze. Ich weiß nur, daß ich keine Küsse duldete; weiß nur, daß der Mond in's Zimmer sah und seltsam flackernde Schattenbilder an die weißgetünchte Zimmerdecke warf, weiß nur, daß die Wogen über mich hinweggingen, heiße, dunkle Fluten, in denen mir Sinne und Bewußtsein erloschen sind.

Und daß ich keine Wonne fühlte und kein Glück.

Nur die Todeschauer des Ertrinkenden.

Wie in jener vollmondlichten Winternacht.

Der einzige Unterschied zwischen damals und heut: daß ich diesmal in mir war, nicht außer mir! Und daß ich diesmal nicht lachte, als er gegangen war. Daß ich vor dem Sofa — ein rotgeblimtes Rippsofa mit fadenscheinigen Stellen, ich könnte es zeichnen, Du! — in die Kniee gestürzt war und mein tränenerfülltes Gesicht in den Polstern verbarg. Daß ich betete — zu Gott, zu der heiligen Jungfrau, zu unbekanntem Mächten? Was weiß ich denn? — Zu Dir habe ich gerufen, Du Unbekannter, Du Ferner, Du, der von Anbeginn bestimmt für diese Stunde war — und den sein Schicksal durch Sturm und Räte, durch grenzenlose Weiten geschleppt hat an jenem brennenden Tag.

Das war das Entsetzlichste in jenen Tagen, daß ich mir selbst verloren und verfallen ersahen. Wenn ich nur einen Funken Glauben an mich gehabt hätte, so würde wohl auch Kraft und Mut in mir gewachsen sein.

Und dennoch, Du: Kraft hab' ich eine übermenschliche gehabt, — wenn auch nur eine passive Kraft und nicht die Kraft zum Guten.

Was gut, was böse ist? Damals hab' ich viel über die uralte Menschheitsfrage nachgedacht. Ich trotzte und log und schleppte mich mit heiterem Lächeln von Stunde zu Stunde . . .

Es war mir gelungen, wieder eine Stellung in einem Redaktionsbureau zu erlangen — für ein Honorar, für das ich mir kaum meine Kleider kaufen konnte. Als ich einen schüchternen Versuch machte, fünf Mark monatlich mehr herauszuschlagen, versicherte mich mein Chef allen Ernstes, die Frau sei anspruchlos von Natur und sie müsse aus pädagogischen Gründen in dieser Anspruchslosigkeit erhalten bleiben. Mein Chef war ein hochfreistimmiger Mann, der mit allen Neuerungen Schritt hielt und bei der Vierkanne Junker und Sozialdemokraten als rückständig oder wahrwidrig herunterriß. Er war dabei ein gutmütiger Mensch und konnte keiner Fliege ein Leid antun . . . Ich werde sein Andenken in Ehren halten.

Meine fünfzig Mark Monatsgehalt mußten also für die Ansprüche meiner Mutter und meine eigenen genügen. Sie mußten. Ich stand vom frühen Morgen an vor meinem Pult und schrieb und schrieb: Seite um Seite, Bogen um Bogen . . .

und wurde mit der Zeit ordentlich stolz auf diese unheimliche Kraft in mir, die mich mit schmerzverzerrtem Munde über die heitersten Dinge plaudern und mit tanzenden Füßen über glühendes Eisen schreiten ließ.

Die Zukunft stand vor mir wie eine hohe, schwarze Wand. Was drüben lag: ob blühendes Land, ob schlangembewohnte Abgründe oder ewige Nacht, — ich mochte über diese schwarze Wand hinaus nicht denken.

Als ich eines morgens an meinem Pult stand und einen politischen Artikel herunterschrieb, überfiel mich die erste Ohnmacht. Ich klammerte mich mit beiden Händen an die harten Kanten des Holzes fest; in meinen Ohren brandete ein Meer. Mein Chef sah sehr erstaunt von seinem Schreibtisch auf.

Ich stammelte einige unzusammenhängende Worte, sinnlos und wirr. Und als der Schauer vorüber war, hab' ich meine Arbeit ruhig zu Ende geführt. Von jenem Augenblicke an wußte ich das Furchtbare. Aber ich glaubte es noch nicht.

Ich wollte es nicht glauben. Mit Händen und Füßen wehrte ich mich gegen das grausame Gespenst, das mir das Blut aus den Adern zu trinken drohte, das mir näher und immer näher kam.

Die Schande!

O: die allein, die allein hätte ich gern getragen. Aber die Not, die neben ihr herging, hohlängig und grinzend . . . die Not und der — Mord —

Denn ich wußte, daß meine Mutter das nicht ertragen würde von ihrem letzten Kinde. Ich wußte, daß eine solche Kunde die in den engsten gesellschaftlichen Begriffen altgewordene Frau töten mußte. Und ich hatte nicht den Mut, diesen Schlag zu führen.

So lag ich denn, wie ich seit Jahresfrist gelogen hatte, nur schlauer, bedachter, raffinierter noch. Ich wurde langsam krank, ohne deswegen meine Stellung aufgeben zu können. Die mußte ich halten um des lieben Lebens willen bis zum letzten Augenblick. Tief gebückt über den breiten, bücherbedeckten Tisch sah ich sechs Stunden lang täglich und schrieb, schrieb, schrieb.

Und nachts auf meinem zervühlten Bette: nicht eine Stunde ununterbrochenen Schlafes! O Liebling, diese Nächte! — Ich glaube nicht, daß ich ein vollkommen klares Bewußtsein meiner Lage hatte. Es war wie ein schwerer Fieberzustand. Das überangestrengte Gehirn vermochte nicht mehr, die Wirklichkeit von Traum und Delirium zu trennen. So verrann mir alles in einem grauen, schattenhaften Gewog. Und nur die Wand, die schwarze hohe Wand, die zwischen mir und der Welt stand, war der einzige Gegenstand, den meine brennenden Augen mit schaudervoller Deutlichkeit erkannten.

Dann schrieb ich ihm. Einen schweren, angstvollen Brief. Einen Schrei um Errettung, aber ohne Hoffnung auf Hilfe. Ich hatte keine Liebe zu ihm, keinen Glauben und kein Vertrauen. Die Antwort, die sofort kam, entsprach dem Tiefstande meiner Erwartungen vollkommen, ja, sie unterbot ihn noch. —

Vincenti war feige. Feig' wie ein geprügelter Hund.

Er stand soeben im Begriff, sich mit seinem Bischof zu versöhnen. Er sollte wieder seinen Erlöser verkünden, sollte den reuigen Sündern ihre Sünden vergeben dürfen. Und er hätte es wohl gern gesehen, wenn die Wiedereinsetzung in sein geistliches Amt mit meinem feierlichen Uebertritt in seine Kirche zusammengefallen wäre.

Dann hätte ich Pfarrersköchin werden können und Litaneidichterin.

Und nun steckte ihm ein einziger, unvorhergesehener Blitzstrahl alle seine Schlösser in Brand.

„Liebe Wilma! Dein Brief hat mich sehr erschreckt. Das kann ja gar nicht möglich sein. Wir wollen fleißig zur gnadenreichen Muttergottes beten und wollen hoffen, daß Du Dich getäuscht hast. Wenn es aber doch wahr sein sollte, so mußt Du die Strafe des Himmels in Demut auf Dich nehmen. Der Herr züchtigt, den er liebt. Die Strafe soll, wie alle Dinge, die Dir geschehen, nur zu Deinem Besten dienen. Trage Sorge, daß niemand das Nähere erfährt. Wenn es wirklich zum Neuesten kommt, so werde ich Dir helfend zur Seite stehen, obgleich mir das nach diesem langen, demütigenden Jahre sehr schwer fallen würde. Den einen Punkt aber mußt Du immer im Auge behalten: daß es eine Strafe ist, die mit Reue und Opferwilligkeit getragen werden soll, und daß, um des guten

Beispiels willen, Du niemals einen anderen, am wenigsten einen Priester bloßstellen darfst. Das Opfer muß ganz allein auf Deinen Schultern liegen, so wird es Gott um so wohlgefälliger sein. Wir sollen stets der Gemeinde ein gutes Beispiel geben und jedes Aergernis vermeiden. Tue so, und ich werde mit Dir beten zu allen Heiligen.“

Ich mußte das Schriftstück zum zweiten Male lesen, um es in seiner ganzen Herrlichkeit erfassen zu können.

Und dann, als ich es wiederum gelesen hatte, ganz langsam Wort für Wort, dann fühlte ich klirrend eine Kette springen und eine Schwäche von mir fallen.

Ich war erstarrt an der jammervollen Feigheit dieses traurigen Märtyrers für sein Volk, dieses heroischen Kämpfers für seine Kirche . . .

Nachdem ich den Brief in tausend Fetzen zerrissen, rannte ich wie eine Rasende in den vom Herbststurm gerüttelten und gepeitschten Wald hinaus. Ich biß die Zähne auf die Unterlippe, daß das Blut hervorsprang, und wiederholte ununterbrochen, laut vor mich hinsprechend, ein Wort, einen lächerlichen Ausdruck, den der Wirbelsturm meiner Gedanken mir immer wieder auf die blutenden Lippen legte: „Um so einen Satz, um so einen Satz!“ —

Ich lachte.
Und aushalten müssen bei diesem „Satz“, um meiner alten, betrogenen Mutter willen aushalten müssen bei ihm um . . . meines Kindes willen! —

Als ich dies Wort zum erstenmal zu denken wagte, kam ich zur Besinnung. Ich stand auf hoher, kahler Dünenwand, vom Novembersturm umbraut, und der Gischt der mit Donnerlaut heranrollenden, an Stein und Klippe sich dreifach überschlagenden Wellenberge spritzte kühlend und salzig mir in das brennende Gesicht.

Da hinab — — —!
Dann hätte ich Ruhe gehabt für alle, alle Zeit, ich und mein Kind.

Und meine Mutter? Meine liebe, alte Mutter — was hätte sie beginnen sollen, wenn ich den erlösenden Gedanken zur erlösenden Tat machte?

Das war es. Darum mußte ich aushalten bei diesem Feigling und mußte Hilfe annehmen von ihm. Weil ich nicht töten konnte, mußte ich weiterlügen, mußte schmachbedeckt und heimlich in irgend einem Winkel der Großstadt mein Kind zur Welt bringen, mußte mein Kind irgendwo für billiges Geld verstecken, bei Leuten, die es mißhandelten, weil es ihnen eine Ueberlast war . . .

Und das alles, alles: weil die alte Frau nichts wissen durfte von seinem Dasein! Mein Kind, mein armes Kind! —

Ganz plötzlich überschutete mich eine Woge seltsamer Empfindungen, die, aus den tiefsten Schmerzen emporquellend, in einer Minute alle Stadien des Gefühls durchlief, bis zum höchsten Glücksbewußtsein, bis zur Verzückung sich emporrang, um zuletzt in einem heißen Tränenstrom den befreienden Ausweg zu finden.

So stark, so überwältigend war die Wucht dieser Empfindung, daß sie in ihren Aeußerungen der Verzweiflung gleich kam. Hell aufschreiend warf ich mich auf den sandigen Boden nieder und küßte, da ich das Ungeborene nicht küßten konnte, meine eigenen Hände in einer Art von Taumel, in dem einen, eine Welt von Süße und Zärtlichkeit erschöpfenden Gedanken: „Mein Kind!“

In jener Stunde habe ich alles Glück des Lebens durchkostet und alle seine Schmerzen ermessend.

Die Strafe Gottes hing über meinem Haupte. Die Strafe für die große Sünde. Von meinem Kinde würde ich mich trennen müssen um der Mutter willen, die ich belogen und betrogen hatte.

Und doch reichten all' die Qualen meiner Seele nicht hin, um irgend ein Reuegefühl in mir erzwingen zu können über die Sünde, die ich begangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Pfaffenrevolte.

(Schluß.)

Wie in Spanien, Deutschland und England, so kam es auch in Frankreich, als die zünftlerische Produktion unter dem Einfluß des kaufmännischen Elementes in die manufaktuelle umschlug und diese sich in der Reformation ihren ideologischen Ausdruck suchte, zu wirtschaftlichen Gegenätzen, die schließlich in Bürgerkriege ausliefen. Speziell in Frankreich erzeugte dieser Kampf die sonderbarsten Blüten, die zumal heute, in der Zeit des überwuchernden Merkantilismus, nicht ohne

Interesse sind. In den Zwist mischte sich nämlich das Ringen um die königliche Gewalt selbst: das lothringische Haus der Guisen und die teilweise protestantischen Bourbonen zankten sich in der erbaulichsten Weise um den Thronnachlaß der aussterbenden Valois. Die Guisen hatten es verstanden, die Geistlichkeit und die reaktionären Teile des Adels mit den zünftlerischen Elementen der Städte zu verbinden; in der Hauptstadt traten noch die zahlreichen Krämer und vor allem das Proletariat hinzu, während sich die reicheren Bürger, wie das nach dem oben Gesagten erklärlich ist, auf die Seite des Königs schlugen. Die Partei der Guisen, die Liga, fußte auf den geistlichen Bruderschaften, die sich über das ganze Land verbreiteten und von geistlichen Ultras, insbesondere Ordensleuten, geleitet wurden. Die Hauptstadt spaltete sich förmlich in ein zweifaches Kriegslager. Heinrich III. stellte Truppen im Quartier des Louvre auf, während die Guisen die volkreichen Quartiere der Universität, des Grève und des Maubertplatzes und der Hallen bewaffneten.

Paris wurde vom sog. Rat der Sechzehn geleitet; es stellte nämlich jedes der 16 Quartiere der Stadt, wozu letztere der alten zünftlerischen und militärischen Einteilung entsprachen, einen Vertreter. Dieser Rat bestand durchweg aus Handwerkern. Neben ihm trat der „Ausschuß“ der Liga, der die sonderbarste Zusammensetzung aufwies. Advokaten, Gerichtsboten, hantrotte Handelsleute, ein ehemaliger Fechtmeister, vor allem aber Krämer, Handwerker und Gewerbsleute führten in ihm das große Wort. Das treibende Element aber waren „fanatische, Aufruhr predigende“ Geistliche, die Kanzelredner, die die Verfertiger von Bildern und Flugschriften, die „heiligen“ Bruderschaften und ihre Professionen zu immer stärkeren Angriffen gegen den König trieben. Schließlich sah dieser seines Bleibens nicht mehr in der Stadt. Er entwich, ward jedoch am Stadttor von Nesle trotz seiner Verkleidung von den liguistischen Posten erkannt, die nicht nur das Seil der Fährre zerschnitten, in der er über die Seine setzte, sondern sogar auf ihn Feuer gaben. Nur mit genauer Not entkam er nach Rambouillet.

Von diesem Augenblick an warf der Leiter der lothringischen Partei, Heinrich von Guise, jede Rücksicht auf seinen Namensvetter Heinrich III., den letzten der Valois, beiseite. Das Parlament, die städtische Miliz, die Präpositur der Kaufleute, kurz alle Stellen in Paris wurden Kreaturen der Familie Guise in die Hände gegeben, die von jetzt ab bis zum Jahre 1594 die Stadt völlig in ihrer Gewalt hatte. Mit ihnen teilten sich die Pfaffen, insbesondere die Jesuiten, in die Herrschaft. Das Ganze war eine förmliche Pfaffen-Republik mit Heinrich von Guise als Diktator an der Spitze. Der König, der sich inzwischen nach Chartres begeben hatte, machte einen schwachen Versuch, die Bevölkerung zurückzuwinnen und hob an einem Tage noch weniger als 36 Steueredikte auf. Den Ligisten ging es jedoch darum, ihn wieder in ihre Botmäßigkeit zu bringen. Eine Prozeßion der heiligen Bruderschaft der Büßenden versuchte, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es war das ein ebenso gotteslästerliches wie den König veripottendes Mittel, denn beides, Prozeßionen wie gerade jene Bruderschaft, hatte Heinrich III. stets sehr begünstigt. Mit Recht bemerkt zu dieser Prozeßion der Historiker Schlosser, an dessen Darstellung die folgende Schilderung sich anlehnt, sie erinnere unwillkürlich an den Marsch der Pariser nach Versailles im Jahre 1789. Dem Zuge voran ging ein Kerl mit langem, schmutzigem, ungelämmtem Bart und mit einem groben Wuchsfittel besleidet, über den am breitem Gehenk ein krummer Säbel hing. In der Hand hielt er eine rostige Trompete, der er die widrigsten Töne entlockte. Ihm folgten drei ebenso schmutzige Individuen, die statt des Helmes schmierige Kochtöpfe und außer ihren Wuchsfitteln Ringelpanzerhemden, Armschienen, Panzerhandschuhe und Hellebarden trugen. Mit wütenden Blicken und wunderlichen Gebärden suchten sie das andrängende Volk abzuwehren. Ihnen folgte der Bruder Ange von Joheuse, ein Hofmann, der ein Jahr zuvor Kapuziner geworden. Er stellte den zur Schädelstätte geführten Heiland vor. Er hatte zu diesem Zweck sich binden und, um seinen alten Freund, den König Heinrich, der dies alles mit ansehen mußte, eher zu rühren, sich Blutstropfen ins Gesicht malen lassen. Außerdem schleppte er, scheinbar mit großer Anstrengung, ein langes Kreuz von angestrichenem Pappdeckel und ließ sich von Zeit zu Zeit unter Wehzen und Seufzen auf die Erde fallen. Neben ihm schritten zwei junge Kapuziner in Chorhemden, die Jungfrau Maria und Maria Magdalena vorstellend. Sie taten als wenn sie weinten und warfen sich, so oft jener zur Erde fiel, nach dem Takt ihm zu Füßen. Vier andre Trabanten, den drei ersten sehr ähnlich, hielten das Seil, mit dem Ange gebunden war, und gaben ihm weit hörbare Peitschenschläge. Hinter dieser Komödie folgten dann die anderen Bühler.

Die Maserade verfiel nicht. Heinrich III. begab sich noch weiter ab von Paris, nach Rouen. Von hier aus schloß er durch Vermittelung seiner Mutter, der berichtigten Katharina von Medici, einen vorläufigen Frieden mit den Guisen. Er bekräftigte unter Eid, er werde nicht eher ruhen, bis die Keßer ausgerottet; ferner sollte künftig niemand ein Amt erhalten, der sich nicht durch bischöfliche Weiheheiligung oder durch die Aussage von zehn zuverlässigen Männern als guten Katholiken ausweise. Im Grunde war das die völlige Unterwerfung des Königs unter die Guisen und damit unter Adel und Geistlichkeit. Aber die weitgetriebene Nachgiebigkeit war nur scheinbar und auf Täuschung berechnet. Schon in den letzten Tagen des Jahres (1588) ließ Heinrich III. den Herzog ermorden und den Bruder desselben, den Kardinal von Lothringen,

der mit jenem die Liga hauptsächlich geleitet, verhaften und ent-
haupten. Gegen seine auf dem Todbette liegende Mutter, die Mit-
urheberin der furchtbaren Bartholomäusnacht, rühmte der König
sich ausdrücklich jener ersten Tat; er sei jetzt König von Frankreich,
denn er habe den König von Paris töten lassen.

Das ganze Reich geriet in Aufruhr; alle Bande lösten sich, jede
Stadt, jeder Flecken bildete eine Art Republik. In Paris ward
von allen Kanzeln herab auf das wütendste gegen den König und
das ganze Geschlecht der Valois gepredigt. „Der Pfarrer
Vincestre ließ am Neujahrstage seine Zuhörer die Hand erheben
und schwören, bis zum letzten Heller und dem letzten Bluts-
tropfen die beiden Märtyrer zu rächen. Mädchen, Weiber und
Kinder hielten bei Tag und bei Nacht auf höchst unanständige Weise
Prozessionen, und diese wurden zuletzt so ärgerlich, daß die Pfarrer
selbst, welche doch die Urheber des ganzen Standals gewesen waren,
dagegen predigen mußten.“ Auf die Frage der Sechzehn, ob das
Volk berechtigt sei, sich dem König zu widersetzen, entband die
Sorbonne unter Berufung auf die Bibel in einem Dekret alle
Franzosen vom Eid der Treue und erklärte in einem zweiten, man
könne mit gutem Gewissen die Waffen ergreifen, einen Bund bilden,
Geld erheben, kurz, alles tun, was „zur Beschützung der katholischen
Religion“ nötig erscheine. Die Mehrzahl der Geistlichen ersetzte in
Kirchengebete den König durch die „christlichen Prinzen“. Unter
diesen Umständen warf Heinrich III. sich seinem anderen Widerpart,
dem Bourbonen und Führer der Calvinisten Heinrich IV., in die
Arme. Beide vereinigten ihre Truppen und marschierten auf Paris.

Dies steigerte den religiösen Fanatismus der Stadt zu einer
unglaublichen Höhe. Die Prediger erklärten offen den Mord beider
Könige oder eines derselben für ein christliches, verdienstvolles Werk.
Was Wunder, wenn sich der Mann fand, der sich zu dieser Mission
ausersüßte glaubte! Der 25jährige Dominikaner Clément, ein
ebenso fanatischer wie einfältiger Mensch, unternahm es, sich den
Himmel zu verdienen, indem er den „Tyran“ Heinrich III. aus
dem Wege räumte. Zuvor offenbarte er sich jedoch seinem
Beichtiger, und dieser ließ ihn fasten und beten, „damit
der Teufel ihm keinen Streich spiele“. Als dann Clément
auf seinem Entschluß beharrte, erklärte er ihm, die Tat
sei verdienstvoll, sofern sie nicht persönlichen Gründen entspringe
und zum Vorteil des Glaubens und des Staates geschehe. Selbst
hochgestellte Personen, der Herzog von Anjou und die Herzogin
von Montpensier, trieben zu jenem Verbrechen. Es glückte:
Heinrich III. fiel unter dem Dolch des fanatischen Mönchs.

Diese Tat des „Legitimisten“ rettete Paris aus der Not der
Belagerung und erst 1594 sollte die Stadt Heinrich IV. zufallen.
Er bequeme sich zu jenem Kompromiß mit Adel und Geistlichkeit,
der das Bürgertum preisgab und die Vertreibung der Hugenotten
vom französischen Boden in seinem Schoße trug. —

G. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

— Erinnerungen an Bödlin finden sich in einem Aufsatz, den
Hans Thoma unter dem Titel „In München im Anfang der
70er Jahre“ im Januarheft 1905 der „Süddeutschen Monatshefte“
veröffentlicht. Thoma erzählt: Viktor Müller war es, der mich bei
Bödlin einführte, — schon vorher hatte er mir von dem Wilde von
den zwei Faunen erzählt, das auf der Ausstellung 1869 war, und
das er für das weitaus beste erklärte, das auf dieser Ausstellung
war. Das ist jetzt nicht merkwürdig, aber es geschah zu seiner Zeit,
da ich von später zu Bödlin-Schwärmern gewordenen berühmten
Malern den Ausspruch hörte, es sei viel Unsinntiges auf dieser Aus-
stellung, aber der Gipfel der Narrheit sei das Bild von Bödlin. In
bezug auf die Maltechnik huldigten wir meist der Meinung, daß es,
um Kraft zu zeigen, nötig sei, die Farbe faustdick aufzutragen, freilich
blieb da manches feinere Empfinden in der Technik schwerem Drei-
steden — und ich erholte mich immer wieder an den Altdeutschen
in der Pinakothek, an ihrer ruhig vollendeten Technik, mit der sie so
feierliche Farbenharmonien erreichten, in denen eine so bewußte
Nüchternheit und Raumdeutlichkeit herrschte. Mit Bödlin war ich nun
öfters, und besonders in der alten Pinakothek, zusammen; er sprach
fast nur über Technisches vor den Bildern und teilte mir gern von
seinen reichen Erfahrungen und vielfachen Versuchen mit. Auch bei
mir im Atelier sprach er sich nie über Allgemeines oder Gegenständ-
liches in meinen Bildern aus, sondern er sprach vom Farbenmaterial
und von Kontrastwirkungen der Farbe, dabei zog er aus der Weissen-
tische farbige Wollenstreifen, an denen er demonstrierte, Komple-
mentärfarben erklärte usw. Beim Fröhschoppen im Alach, zu dem
er mich ein paarmal abholte, ging das Farbenfinden schon ins Phan-
tastische, wohl auch ins Sarrastische über; so sprach er davon, daß
für das Blau, was ihm vorschwebte, es noch gar kein Farbenmaterial
gebe, er suche danach, Indigo sei so etwas, aber nicht haltbar; er
trug einen dunkelindigoblauen Rock, da meinte er, man müßte ein-
mal so einen Rock auslöden und den Farbstoff herausziehen, dieser
müßte dann, in Del angerieben, wohl dauerhaft genug sein. So
unterhielten wir uns mit gutem Humor, und der Schweizerdialekt,
den wir beide gebrauchten, half uns dabei vortrefflich. Die Flug-
maschine beschäftigte ihn damals sehr, und das Atelier lag voller
Wambusstäbe und Segeltücher; er erklärte mir die Sache mit Zeich-
nungen, aber auch hier ging er bald ins Phantastische und ins
Humoristische über, und als ich im Sommer fortging nach Säckingen,

sagte er, ich solle nur aufpassen, eines Tages komme er dort über dem
Eggberg geflogen auf dem Wege nach Basel. So gern ich mit
Bödlin, meist Sonntags vormittags, in die alte Pinakothek ging,
nach seinem Ausspruch in München der einzige Ort, wo man keinen
Malern begegnete, so folgte ich ihm doch nicht gern zu den Rem-
brandtbildern, die ihm höchst zuwider waren. Bödlin ging sehr bald
nach Italien, so daß mein Zusammensein mit ihm nur kurz war. —

ie. Geologie und Landwirtschaft. Die geologische Landesunter-
suchung, für die es jetzt in jedem modernen Staate eine besondere
Anstalt gibt, hat nicht eine ausschließlich wissenschaftliche Bedeutung.
Der Zusammenhang mit dem Bergbau ist von vornherein gegeben,
und die Geologie ist überhaupt bis zu einem gewissen Grade aus den
Erfahrungen des Bergbaues hervorgegangen. Weniger zeitig hat
man die Bedeutung der Geologie für die Landwirtschaft erkannt,
weil erst der landwirtschaftliche Betrieb auf wissenschaftliche Grund-
lagen gestellt sein mußte, ehe die Lehren der Geologie im einzelnen
Fall verstanden werden konnten. Heute weiß jeder größere Land-
wirt, was er an einer geologisch-agronomischen Aufnahme seines
Grundbesizes hat, wie sie beispielsweise von der preussischen geo-
logischen Landesanstalt in Gestalt von Spezialarten geliefert wird.
Von dieser Veröffentlichung sind bereits 570 Blätter erschienen, jedes
von einem Heft besonderer Erläuterungen begleitet. Leider wird die
ungeheure Arbeit, die in diesen Karten niedergelegt worden ist,
von den Landwirten noch immer nicht genügend ausgenutzt. Im
Hinblick darauf hat es der Landesgeologe Professor Zentisch unter-
nommen, dem praktischen Landwirt eine Anleitung zu geben, wie er
aus einer solchen Karte Tatsachen und Lehren herauslesen kann,
die für seine Arbeit und deren Erfolg von größter Wichtigkeit sind.
Die fraglichen Karten geben nicht nur das vollständige Bild der
Erdoberfläche nach ihrer Zusammensetzung aus verschiedenen Boden-
arten, sondern auch umfassende Aufschlüsse über die Beschaffenheit
des Bodens bis zu zwei Meter Tiefe. Professor Zentisch hat nun ein
Blatt der großen Karte, das eine Gegend bei Graubenz in West-
preußen darstellt, in zwölf Abzügen derart koloriert, daß jedes
Exemplar dem Landwirt die Beantwortung einer praktischen Frage
vorführt. Die erste Frage ist, wie hoch seine Feldmark über dem
Meere liegt. Dieser Punkt ist von großer Bedeutung, weil sich schon
bei geringen Unterschieden der Höhe ein verspäteter oder früherer
Eintritt der wärmeren bezw. kälteren Jahreszeit, eine andere Ver-
teilung und Häufigkeit von Nebel und Regen usw. zeigen kann.
Die zweite Frage ist die Richtung, in der sich der Boden entwässert.
Die dritte Frage bezieht sich auf den Grad des Neigungswinkels
des Bodens in den verschiedenen Teilen des Gebiets. Von der Rich-
tung der Bodenabneigung, die in der vierten Frage behandelt wird,
hängt der Betrag von Wärme und Licht ab, den ein Gelände
empfangt, indem sechs Stufen der Besonnung und Beschattung
unterschieden werden. Von selbstverständlicher Bedeutung ist die
Frage der Verteilung von Ton, Lehm, Sand und Humus im Acker-
boden, ebenso im besonderen die nach dem Tongehalt der Ackerkrume.
Die siebente und achte Frage richtet sich auf den Nachweis von
Mergel bezw. Sand bis zu zwei Meter Tiefe, die neunte auf den
Durchschnittsgehalt von kohlenstoffreichem Kalk, die zehnte auf den von
Kali, die elfte auf den von Phosphorsäure. In der zwölften wird
dann noch die Aufnahmefähigkeit des Bodens für Stickstoff erörtert,
in welcher Hinsicht selbstverständlich große Schwankungen gegeben
sind, wenn als äußerste Gegenfälle öder Dünenland und fetter Ton-
boden angenommen werden. Die Antwort auf all diese Fragen
kann nun auch der geologisch nichtgebildete Landwirt nach der An-
weisung ohne viel Mühe und Uebung ablesen. —

Volkstunde.

— Den Wohnsitz und Namen der Kimbern
widmet Franz Matthias im Programm des Königlichen
Leistungsgymnasiums in Berlin, 1904, eine Abhandlung, der der
„Globus“ das Folgende entnimmt: Die Kimbern bewohnten einst,
was wahrscheinlich bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. den Kultur-
völkern bekannt war, als ein mächtiger Stamm zwischen Nord- und
Ostsee die Halbinsel, welche nach ihnen heißt, entweder in ihrer
ganzen Ausdehnung oder mindestens die reichen Marschen der Küste
von Kap Skagen bis zur Wesermündung, westlich schloß sich das
Teutonengebiet an. Durch Senkung der Küste wie Kinderreichum
trat dann Landnot ein, und ein Teil der Kimbern wanderte aus.
Zimmerhin blieben noch genug zurück, und so konnte denn auch
Tacitus in seiner „Germania“ nach den Berichten eines Augen-
zeugen von gewaltigen Bauwerken auf der Kimbrischen Halbinsel
erzählen; damit sind wahrscheinlich die riesigen Ringwälle und
Hünengräber zwischen Elb- und Wesermündung bei Sievern im
Lande Wursten gemeint, welche die größten in Norddeutschland sein
dürften. Ptolemäus kennt 150 n. Chr. diese Germanen nur noch
an der Nordspitze Jütlands. Daß sie aber die ganze Kaiserzeit hin-
durch sich hielten, dafür sprechen drei dem Mercurius Cimbrinus oder
Cimbrianus, d. h. dem kimbrischen Wotan gewidmete Reilinschriften
aus dieser Zeit, ferner zwei Stellen bei Claudian. Die letzten
Kimbern dürften sich, gleich den übrigen Stämmen der Halbinsel,
an dem großen Eroberungszuge nach Britannien beteiligt haben.
Die Landschaft am Lijmsfjord heißt noch heute Himbärfjæll oder
das Himmerland. Der Name Kimbern ist von einem altskandi-
nawischen, an der ganzen Nordseeküste verbreiteten Thema
Kimber gleich Rante, Rand, Ufer abzuleiten. Kimbern bedeutet
also Leute vom Rand, von der Küste des Meeres, von der Waters-
lant. —

Aus dem Tierleben.

12. Entstehung der Pflanzengallen. Die feltamen kugelförmigen oder wulstigen Auswüchse, die man oft an Eichen-, Rosen- und anderen Blättern bemerkt, die sogenannten Pflanzengallen, beherbergen befallig Larven von Insekten in sich. Offenbar sind es auch die Gallwespen, welche diese Mißbildungen an Pflanzen hervorrufen. Nun steht so viel bereits fest, daß es nicht etwa der Stich der bereits ausgewachsenen Gallwespe ist, durch den die Bildung von Gallen erfolgt. Das Insekt sticht mit seinem spitzen Legeftadel in die Pflanze und schiebt in die dadurch entstandene Oeffnung seine Eier. Außerdem läßt es in diese eine Absonderung fließen, die die Eier in der Pflanze festhält und die Oeffnung verklebt. Früher meinte man, daß diese Absonderung die Wucherung des Pflanzengewebes erzeuge. Allein dies ist nicht der Fall, die einliegende Wespe ist an der Hervorrufung der Gallen nicht beteiligt, es sind vielmehr nur die aus den Eiern auskriechenden Jungen, von denen der Reiz zur Gallenbildung ausgeht. Nun ist die Meinung geäußert worden, daß das mechanische Bewegen der Zellensubstanz durch die Mundwerkzeuge der Larven den Anstoß zu der Wucherung gebe. Nach anderer Ansicht soll dagegen von einer Absonderung der Larven dieser Anstoß ausgehen. Neuerdings hat Köhlig die Bildung der Pflanzengallen („Zoolog. Jahrbuch“, 20. Bd.) untersucht. Sehr bemerkenswert ist, daß die Larve und die Galle sich nicht in gleichem Tempo entwickeln, sondern daß die letztere ihr Hauptwachstum bereits vollendet hat, wenn das Tier erst wirklich zuzunehmen beginnt. Köhlig erklärt diese Tatsache so, daß die Larve die Nahrung, die sie im Anfang aufnimmt, nicht zum Aufbau ihres Körpers braucht, sondern als eine Absonderung von sich gibt, welche die Bildung der Pflanzengalle hervorruft. Hat diese erst ihre völlige Ausbildung erlangt, so hat die Larve einen großen Vorrat geeigneter Nahrung um sich, und sie nimmt nun rasch zu. Auch nach Köhlig's Ansicht wäre es demnach die Absonderung der Larven, welche die Gallenbildung hervorruft. Nur müssen die Organe gefunden werden, aus welchen die Flüssigkeit abgesondert wird. Aber gerade das hat seine Schwierigkeiten. Besonders Drüsen sind weder im Innern des Körpers, noch auch auf der Haut des Tieres zu entdecken. Es müßten höchstens Drüsenorgane vorhanden sein, welche sonst einem anderen Zwecke zu dienen pflegen. Man könnte namentlich an die Speicheldrüsen denken, deren die Larve zwei besitzt, die jedoch in einen gemeinsamen Kanal ausmünden. Allein diese Organe sind sehr wenig entwickelt, während sie bei nichtgallenbildenden Wespenarten viel stärker ausgebildet sind. Auch ist es darum unwahrscheinlich, daß die Galle durch eine Absonderung der Speicheldrüsen erzeugt würde, weil die letzteren noch gar nicht funktionieren, wenn das Wachstum der Galle schon beginnt. Dagegen können die sogenannten Malpighischen Gefäße die gesuchten Organe sein. Es sind Absonderungsorgane, welche, ähnlich wie bei höheren Tieren die Nieren, im Körper unnütz gewordene Stoffe absondern. Diese Malpighischen Gefäße sind nun bei den Gallwespen ganz besonders kräftig ausgebildet, und sie sind auch von Anfang an in lebhafter Funktion. Ihre Form variiert sehr stark bei den einzelnen Arten von Wespen, und vielleicht steht damit die große Mannigfaltigkeit der Gallen in Zusammenhang. Denn selbst an einer und derselben Pflanze werden von den verschiedenen Insekten ganz verschiedene Gallenformen hervorgebracht. —

Technisches.

gr. Die Feuergefahr der Lichtschächte. Die in vielen Gebäuden anzutreffenden Lichtschächte bilden eine besonders große Feuergefahr. Sie wirken nämlich auf ein ausgebrochenes Feuer schonsteinartig, so daß die Flammen und die sich bildenden Heizgase innerhalb des Lichtschachtes bald alle brennbaren Stoffe ergriffen und vernichtet haben. Demnach werden die in den Lichtschacht mündenden Fenster sehr bald zerstört; die Holzrahmen verbrennen und die Glasscheiben der Fenster zerspringen. Dadurch bekommt nun das Feuer ungehinderten Zutritt zu all' den Räumen, die Fenster oder sonstige Oeffnungen nach dem Lichtschacht hin haben. Besonders schlimm wird gewöhnlich die Wirkung des Feuers in Gebäuden mit Lichtschächten, wenn die Bewohner die Türen der Wohnräume auflassen. Natürlich wird durch ein solches Verhalten das Feuer noch mehr angefaßt, weil nun der Lichtschacht in Verbindung mit den in den einzelnen Etagen offen stehenden Türen einen außerordentlichen Zug auf den Brandherd auszuüben vermag. Bei Bränden in Häusern mit Lichtschächten hat sich oft gezeigt, daß, wenn Fenster und Türen geschlossen sind, dem Feuer dadurch doch so lange Widerstand geleistet wird, bis die Feuerwehre erschienen ist. In solchen Fällen waren z. B. die Holztüren an der Brandseite schon vollkommen verkohlt; immerhin hatten sie aber verhindert, daß die Flammen in die dadurch abgeschlossenen Lagerräume gelangen konnten. Aus Gründen der Feuericherheit wird daher jetzt empfohlen, die Türen nach den Lichtschächten mit Eisenblech zu verkleiden und — wenn irgend möglich — die Jugen durch Asbesteinlagen abzudichten. Hierdurch wird der Widerstand der Verschlüsse zum Lichtschacht zu so vergrößert, daß selbst bei größeren Bränden die oberen Etagen verschont bleiben. Die in einem Lichtschacht mündenden Fenster sollten ganz allgemein aus Eisenrahmen mit Drahtglascheiben bestehen. Derartige Scheiben zerspringen nicht und schmelzen erst bei längerer Einwirkung einer Hitze von 1100 Grad Celsius. Glas mit Drahteinlagen behält

auch seine Widerstandskraft, wenn es bei Röscharbeiten mit Wasser bespritzt werden muß. Die im Interesse der Feuericherheit wünschenswerte Abdeckung des Lichtschachtes sollte aus den eben angeführten Gründen ebenfalls mit Drahtglas ge-ehen. Sollen derartige Dächer begehbar sein, dann müssen die Drahtglasteile etwa 11 Millimeter stark gewählt werden. Kommt dieser Gesichtspunkt nicht in Betracht, dann genügt eine Stärke des Drahtglases von vier Millimetern, um genügende Feuericherheit zu bieten. Noch vorteilhafter ist es aber, wenn überall dort, wo man bisher Glas mit Drahtglaseinlagen zu benutzen pflegte, die sogenannten Luftprismen verwendet werden. Dieses Glasmaterial trägt zunächst wesentlich zur besseren Beleuchtung von Räumen durch Tageslicht bei. Es ist also schon in dieser Hinsicht dem durch seine Drahteinlagen viel Licht verschluckenden Drahtglase überlegen. Die Luftprismen schmelzen aber auch erst bei längerer Einwirkung einer Brandtemperatur von 1200 Grad Celsius, und sie erhöhen die Feuericherheit noch dadurch, daß sie elektrolytisch fest mit den Rahmen verbunden werden. Bei Brandproben hat man mit derartigen Elektroglasschlüssen ganz ungewöhnlich günstige Ergebnisse in bezug auf Feuericherheit der so geschützten Räume erzielt. —

Humoristisches.

— Je nachdem. „Ah, auch Du hier, lieber Freund! In Geschäften oder zum Vergnügen?“
 — „Ja, wie man's nimmt, mein Lieber: Made ich Geschäfte, so ist's eine Vergnügensreise, made ich keine, so ist's eben eine Geschäftsreise.“ —
 — Verrannt. Leutnant: „Wer von Euch Kerls ging denn gestern abend an mir vorüber, ohne Front zu machen? Zum Donnerwetter, wenn ich mir hundert dämliche Gesichter merken muß, könnt Ihr Euch doch wohl eins merken.“ —
 — Eine originelle Entschuldigung. Der Kleine Franz: „Bitt' schön, Herr Lehrer, entschuldigen S', daß ich später komm'. Wir kriegen heut' Kinder — zweie sind schon da!“ —
 — Erster Gedanke. Straßenpassant: „Mein Herr, Ihr Dadel hat mich in die Wade gebissen!“
 Redakteur: „Sm... haben Sie mir vielleicht schon einmal Gedichte eingeschickt?“ —
 („Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— „Simplicius“, ein neues Bühnenwerk des Schauspielers Friedrich Kayßler, wird Ende Januar im Neuen Theater in Szene gehen. —
 — Joseph Werlmann hat ein neues Volksstück vollendet, ein Ehedrama, das den Titel „Justine Dunker“ führt. —
 — Auch der Lokalpatriotismus hat's nicht schaffen können. Hartlebens Studentensstück „Im grünen Baum zur Nachtigall“ ist auch in Jena durchgefallen. —
 — „Die bernarrte Prinzess“, eine neue Oper von Chelius, wird Anfang Januar am Schweriner Hof-Theater aufgeführt werden. Der Text stammt von Bierbaum, und gewidmet ist das Werk der Königin Margherita von Italien. —
 — Nach dem Münchener Vorbilde ist an der Wiener Tierärztlichen Hochschule eine Klinik für kranke Fische errichtet worden. Die Anstalt soll in erster Linie der Erforschung der Fischheuchen dienen. —
 — Auf der Sternwarte in Rizza wurde ein neuer Komet entdeckt. Der Haarf Stern steht gegenwärtig zwischen dem Sternbild der Kassiopeja und dem Widder, im sogenannten Triangel. —
 t. Die goldene Lavoisier-Medaille, die dazu bestimmt ist, die größten Leistungen auf dem Gebiete der Chemie zu ehren, ist von der Pariser Akademie der Wissenschaften in diesem Jahr an James Dewar für seine Forschungen über die Verflüchtigung der Gase verliehen worden. —
 — Nach einer Mitteilung der „Münchener Allgem. Ztg.“ aus Berlin ist es gelungen, dem Spiritus durch Zusatz eines Deles die Fähigkeit zu geben, daß er ohne Anwendung eines Glühkörpers mit hellleuchtender Flamme brennt. —
 — Das längste Testament in der Welt dürfte das des englischen Pfarrers J. Gulse sein, der von 1708—1790 lebte. Es besteht aus einem Bande von 400 engbedruckten Seiten. —
 — Im französisch-italienisch-schweizerischen Alpengebiet haben sich im letzten Sommer 160 Menschen totgefallen. Zwei Fünftel davon waren Deutsche. —
 — Reicher Fischgrund. In der Ilter fing unlängst eine Dame aus München im Verlauf einer Stunde vier Fische, die zusammen 64 Pfund wogen. Das Einzelgewicht betrug 23, 22, 12 und 7 Pfund. —